

1. Einleitung: Das Spezifikum unserer Kirche

Unsere Kirche hat sich seit langer Zeit als Kirche in der Diaspora verstanden, als Kirche, in der Deutsch die Amtssprache ist in einem Land mit einer anderen Landessprache, und dann auch als Evangelisch-Lutherische Kirche in einem nichtlutherischen Umfeld. Man kann darum von einer Kirche in einer doppelten Diaspora sprechen. Das tut der systematische Kollege Dr. Stefan Tobler. Mir liegt an dem Verständnis unserer Kirche als Minderheitskirche mehr. Aber wir sollten nicht über Bezeichnungen streiten. Die Sache ist sehr klar.

Wir haben uns bis 1990 als Volkskirche gesehen, als eine Kirche, die die Siebenbürger Sachsen weitgehend umschloss. Sie wohnten in einem kompakten Siedlungsgebiet. Natürlich waren wir auch eine Diaspora-Kirche. Denn wir hatten Gemeinden in der Zerstreuung, nicht nur in Bukarest, auch im Banat und seit 1940 im Umkreis von Bistritz und in der Bukowina. Man hat gemeint, dass wir danach zur Kirche einer extremen Diaspora geworden sind, und gewiss kann man diese Bezeichnung beibehalten. Wahrscheinlich ist damit sogar der Status unserer Kirche besser umschrieben. Eine Diaspora-Kirche, wie ich sie verstehe, ist eine Kirche, in der man sich als dieser Kirche zugehörig *erklären* muss. In Österreich z. B. muss ein Protestant eine Sprache entwickeln, mit der er deutlich macht, warum er nicht katholisch ist. Eine Diaspora-Kirche ist geprägt von der Unterscheidungslehre.

Wir hingegen müssen uns als Evangelische A.B. Kirche in unserem Umfeld nicht erklären. Man weiß, dass wir anders sind. Man weiß nicht viel über uns, aber so viel, als nötig ist, dass man mit uns umgehen kann. Und

¹ Kurzvortrag auf der Diasporakonferenz in Sibiu-Hermannstadt mit der Reisegruppe des Martin-Luther-Bundes, gehalten am 24. Juni 2008.

wir sind als Minderheit, die eine andere Sprache spricht, interessant, eine Sprache, die jetzt in der EU als Muttersprache am meisten gesprochen und verstanden wird. Zudem sind wir als Kirche, die immer die Bindung an den Westen gepflegt hat, tatsächlich in einer Brückenfunktion, unabhängig davon, ob wir diese wahrnehmen oder nicht.

Wichtiger aber an der Bezeichnung als Minderheitskirche ist allerdings die Tatsache, dass Minderheiten in erhöhtem Ausmaß gefordert sind, sich zu behaupten, und darum meistens im Laufe der Zeit vom Schöpfer die Qualität bekommen, rasch zu reagieren, sich auf Neues einzustellen und sich die jeweiligen Möglichkeiten zunutze zu machen. Man weiß von den Palästinensern, dass sie viel flexibler sind als die Mehrheit der Araber, es ist bekannt, dass die Israeliten und Juden intellektuelle Fähigkeiten entwickelt haben, die ihnen das Überleben sicherten. Zu solch einer Minderheit zähle ich unsere Kirche: zu einer mighty minority, einer – es mag überheblich klingen – starken Minderheit, wiewohl wir wenige sind.

Solch eine Minderheit kann man nur sein und bleiben, wenn die kritische Masse nicht unterschritten wird. Eine solche Unterschreitung ist immer möglich, und wir sind nicht sehr weit von der Grenze derselben. Minderheiten sind immer bedroht. Aber weil sie bedroht sind, entwickeln sie Gaben, die andernorts unentdeckt bleiben.

2. Die kritische Situation

Wie kritisch die Situation ist, zeigt die Tatsache, dass wir in den Jahren nach der Wende niemals mehr als drei Theologiestudenten pro Jahrgang haben aufnehmen können. Es haben sich nicht mehr angemeldet. Aber auch mit diesen wenigen haben wir durch die theologische Ausbildung erreicht, dass wir jetzt keinen akuten Pfarrermangel haben und dass die Pfarrer unter 40 Jahren die Mehrheit in unserer Kirche darstellen. Freilich kann bei einer so kleinen Zahl nicht damit gerechnet werden, dass die intellektuell Begabtesten zum Studium kommen und die Pfarrer somit eine Elite der Gesellschaft bzw. der Kirche bilden. Das sollen sie aber auch gar nicht. Wir bilden unsere Pfarrer auch dazu aus, dass sie sich im Mittelstand ordentlich zu bewegen wissen. Dazu möchten wir, dass sie unseren Gemeindegliedern nahe bleiben. Darum sind wir dankbar, dass wir Theologiestudenten haben, und hoffen, dass sie so weit kommen, dass sie mit ihrer Botschaft und ihrem praktischen Verhalten den Gemeindegliedern das Evangelium in deren Sprache nahe bringen und etwas von der Liebe Christi vermitteln können.

Freilich gibt es an dieser Stelle auch Probleme: In allen wichtigen Stellen außer dem Bischof, also in denen der Dechanten und Stadtpfarrer, sind Pfarrer unter 50 Jahren. Das ist zunächst sehr positiv. Aber es ist schwierig, weil sie nahezu alle sehr früh in diese Stellen hineinkamen, keine Gemeinde vorfanden, die sie trug und korrigierte, sondern weitgehend im Alleingang arbeiten mussten und durch ihre vielfältige Arbeit sehr häufig überlastet, durch die vielfältige Problematik oft überfordert sind. Das wird sich auch in nächster Zukunft nicht ändern.

3. Vom Dienst in der Kirche

Damit ergibt sich die Frage: Was machen wir, was tun unsere Pfarrer eigentlich?

3.1 Die zeitaufwendigste Arbeit der Pfarrer ist die in der Verwaltung. Diese ist in den letzten Jahren sprunghaft gewachsen. Viel zu tun hatte man mit den rückzuerstattenden und teilweise auch rückerstatteten Gütern – seien es Grundstücke, Wälder, Schulen, Gemeindesäle, Häuser bis hin zum Brukenthalmuseum in Hermannstadt. Da mussten nicht nur Akten erstellt werden, wenn die Güter übereignet wurden, man musste Verwalter finden, musste neue Konzepte zur Nutzung entwickeln. Manches ist dabei weniger gut gelungen. Man möchte sagen, das ist normal. Ist es auch. Aber dies alles hat unvorstellbar viel Umstellungsvermögen und Initiativen auf einem Weg abverlangt, den man noch nicht kannte. Viele Kräfte sind damit auch verschlissen worden.

3.2 Der Religionsunterricht hat nach 1990 eine ungeheure Ausweitung erlebt. Die vielen anderskonfessionellen Kinder, die in die deutschen Schulklassen gingen, haben auch für evangelischen Unterricht optiert. Das hat zunächst alle möglichen Kräfte gebunden, bis sich die Lage geklärt hat und der Unterricht in den Schulen abgedeckt werden konnte. Noch heute besuchen etwa 5000 Kinder den evangelischen Religionsunterricht, das ist so viel wie ein Drittel der Gemeindeglieder der Kirche. Man kann sich vorstellen, wie viele Andersgläubige daran teilnehmen. Wir tun diesen Dienst, ohne dass wir damit rechnen können, dass eine bedeutende Zahl der Kinder später evangelisch wird. Die Frage, ob das unsere Aufgabe ist, wurde und wird immer neu gestellt. Kann man den Dienst verweigern?

3.3 Die institutionelle Diakonie ist erst mit der Wende bei uns möglich und üblich geworden. Die Altenheime pflegen unsere vielen alten Leute. Daneben aber gibt es diakonische Einrichtungen, die fast ausschließlich rumänische Kinder oder Erwachsene betreuen. Zwei Beispiele dafür: Das Hospiz in Hermannstadt und das Diakonische Pflegeheim in Karlsburg/Alba Iulia. Aber es gibt weitere verschiedene diakonische Einrichtungen und Aktivitäten.

3.4 Der Beitrag unserer Kirche zur Förderung der ökumenischen Beziehungen ist erheblich. Ich erwähne kurz bloß einige Institutionen: Die AIDROM, das Gustav-Adolf-Werk, unsere Mitarbeit in vielen ökumenischen Kommissionen und zuletzt die Mitverantwortung für die Dritte Ökumenische Europäische Kirchenversammlung im September 2007.

3.5 Ökumene-Forschung gibt es in unserer Theologischen Ausbildungsstätte. Der Kollege Dr. Stefan Tobler hat ein Ökumenisches Institut aufgebaut, das mit großen Forschungsaufträgen ausgestattet ist. Ich erwähne dazu noch die Organisation des Neutestamentlerkongresses im August 2007 in unserer Stadt. Hat je eine so kleine Minderheit einen solchen Kongress hauptverantwortlich organisiert?

3.6 Zuletzt noch ein Wort über die Lokalpolitik. Unser soziales und verwaltungspolitisches Wirken ist nicht nur durch die Kulturhauptstadt 2007 bekannt geworden. Man spricht über unseren Oberbürgermeister Klaus Johannis überall im deutschen Sprachraum. Weniger bekannt ist, dass er der Gemeindevertretung unserer Stadt angehört und zur Kirche ein positives Verhältnis hat. Alles, was in dieser Richtung geschehen ist, hat die kleine Minderheitskirche begleitet. Sie war dabei und ist dabei.

4. Konzentration auf das Wesentliche?

Damit kommen wir zu einer schweren Frage, die uns beschäftigt und auch an uns herangetragen wird: Müssten wir uns nicht beschränken? Der Ruf in diese Richtung hört nicht auf. Die Frage ist richtig. Wir müssten uns beschränken. Die Frage ist nur, wo? Die Antwort auf diese Frage gibt sich jeder irgendwie selber. Dort, wo mehr an Aufgaben an einen herangetragen und erwünscht werden, als ein Mensch leisten kann, setzt jeder sich selbst Grenzen oder er setzt sie nicht, dann werden einige Dinge von selbst weniger

wichtig, als sie einem anderen erscheinen. Es geht aber nicht anders. Wo man zu wählen hat, wählt man das, wozu man die größeren Gaben hat, wo man seine Gaben am ehesten einbringen kann. Dann bleiben einige Dinge liegen. Die müssen dann andere wahrnehmen. Jeder macht, was er kann, und jeder schränkt auch ein. Aber kann man „Nein!“ sagen, wenn man gefordert ist?

Bleibt unter diesen Umständen nicht das Evangelium auf der Strecke? So viel Aktivismus, so möchte man meinen, zerstört das Evangelium als Frohe Botschaft, weil nicht mehr Zeit zum Nachdenken und zur Besinnung, nicht mehr Ruhe für Sammlung da ist, die die Weitergabe von Liebe möglich macht.

Sicher ist das eine große Gefahr. Aber die 24 Predigten, die wir als Freundesgabe unserem Bischof zum 70. Geburtstag im letzten November herausgegeben haben,² haben nach meiner Einschätzung ein erstaunliches Niveau. Es sind darin gewiss nicht Durchschnittspredigten enthalten, aber sie zeigen, was in unserer Kirche möglich ist und was für eine Messlatte sich jeder selber gesetzt hat. Freilich ist das Evangelium durch die vielen Pflichten bedroht. Eine Bedrohung kommt auch vom Internet, weil es den Prediger verleitet, abschnittsweise fremde Texte, die ihm gefallen, zu übernehmen. Für die Hörer ist das aber Konserve, nicht lebendiges Gotteswort. Ich möchte diese Gefahr nicht überzeichnen. Zu allen Zeiten hat sich das Evangelium gegenüber der Gefahr, in Lehre zu erstarren oder sich selbst zu entleeren, durchsetzen müssen und hat sich durchgesetzt. Warum sollte das in unserer Generation anders sein?

Wir sind dankbar, dass wir gefordert sind. Wo man gefordert ist und den Erwartungen entspricht, wächst auch Segen.

5. Auf dem rechten Weg?

Damit könnte ich schließen. Aber ich kann es nicht, ohne die Frage zu stellen, ob wir nicht dabei sind, den Weg des Gottesvolkes, das aus dem Wort lebt, zu verlassen und uns durch die Forderungen der Gegenwart in eine Richtung führen zu lassen, die nicht mehr unserer Tradition und vor allem nicht dem biblischen Gottesvolk entspricht.

² Sei stark und mutig. Evangelische Predigten zu Beginn des 21. Jahrhunderts, Festgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien für ihren Bischof D. Dr. Christoph Klein zu seinem 70. Geburtstag (BKB 8), Sibiu-Hermannstadt 2007.

So klar diese Frage gestellt ist, so wenig klar ist sie zu beantworten. Zunächst: Zu bleiben, was wir sind, ist uns allen tief eingepflanzt. Wir ändern uns relativ langsam. Dass wir zeitweise verführt werden können, das haben die Jahre kurz vor dem Zweiten Weltkrieg gezeigt. Da gab es wirklich Tendenzen, an die Stelle des Evangeliums etwas ganz anderes treten zu lassen.

Aber heute bedroht uns keine Ideologie. Was uns zu schaffen macht, sind die vielfältigen Herausforderungen, die tausend Möglichkeiten. Es erfolgen soziale Umschichtungen wie in der Zeit der Propheten, unsere Gemeindeglieder leben nicht mehr kompakt, die Gemeinden sind unübersichtlich, oft zu kleinen Gruppen zusammengeschrumpft. Man merkt zumindest in den meisten Gemeinden nichts vom aufbrechenden Geist Gottes. Es herrscht an vielen Stellen Resignation.

Intakte Gemeinden haben wir kaum. Wir sind wirklich eine Minderheit, eine äußerste kleine Minderheit. Aber an verschiedenen Stellen bewegen sich die Dinge doch. Etwas vom Wehen des Geistes verspüren wir schon. Überall, wo eine Initiative wahrgenommen wird, bewegen sich die Dinge. Es kommen auch problematische Entscheidungen vor. Es bewegt sich nicht alles nach vorne, was in unserer Kirche geschieht. Es gibt Rivalitäten, es gibt Streit. Aber darin zeigt sich auch, dass wir Werte vermitteln oder bewahren wollen, um die gerungen werden muss. Erst in der Diskussion, zuweilen auch im Streit erweist sich, was lebensfähig ist.

Wenn bei uns zurzeit etwas besonders fehlt, dann ist es die Zusammenarbeit. Dazu haben wir kaum Zeit. Und das könnte tatsächlich eine große Gefahr für die Kirche sein. Wir expandieren in die verschiedensten Richtungen. Und das seit 20 Jahren.

Viele Jahre hindurch haben uns die Besucher unserer Kirche gefragt, warum wir uns nicht öffnen. Sie haben damit den Übergang zur rumänischen Sprache gemeint. Sie haben aber nicht wahrgenommen, dass wir uns in ganz verschiedene Richtungen geöffnet haben, weit mehr, als das bei anderen Kirchen auch nur denkbar erscheint. In der Frage der Sprache sind wir ganz praxisbezogen. Wir gebrauchen die Sprache, die unsere Hörer erwarten, bei Kasualien weithin die Staatssprache, im Gottesdienst weitgehend die überkommene. Und überall dort wächst etwas Neues, wo die Sache mit Elan angegangen wird.

6. Schluss

Wir sind zum Weizenkorn geworden, das Frucht bringt, indem es stirbt. Im Sterben und täglichen Neuwerden bleibt unsere Kirche erhalten und bleibt sie sie selber: Kirche aus der Kraft des Evangeliums, Kirche in der Kraft des Geistes und Kirche als Gemeinschaft der Heiligen. Wir wissen, dass die Heiligkeit eines Menschen und der Kirche darin bestehen, dass sie um ihre Grenzen und ihre Bedürftigkeit wissen und darum täglich aus der Gnade Gottes leben. Wir dürfen hoffen, dass Gott etwas aus dem macht, was wir – jeder zu seiner Zeit und an seinem Ort – anpacken.